Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 42

Artikel: Der entwendete Brief [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646350

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

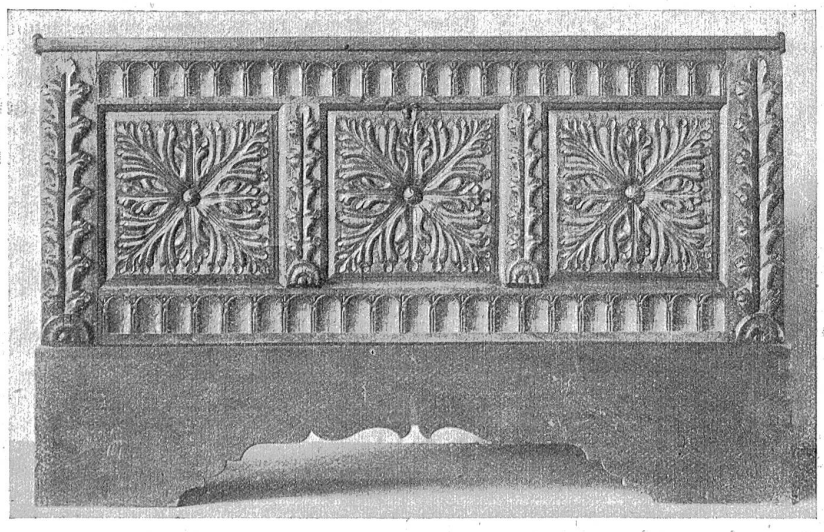
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Truhe aus dem Berner Seeland. 17. Jahrhundert.

rück: es ist die Kastentruhe mit Satteldach, eine Form also, die vom römischen Sarkophag abzuleiten ist. Eine andere Linie dagegen führt über den eisenbeschlagenen Koffer zum altgermanischen ausgehöhlten Baumstamm zurück. Die Truhe ist in ihrem Sinne und ihrer anfänglichen Gestaltung nach eines der Urmöbel: ein einfacher Behälter, bestimmt zur Aufbewahrung jeglicher Art kleineren Hausrates. Später, seit der romanischen Zeit, wird sie ein Gerüst aus verzapften Pfosten mit eingesetzten Füllungen. In der Folge setzt sich das Prinzip von Rahmen und Füllung immer mehr durch. Die Blütezeit der Truhe dauerte vom späteren 15. bis tief ins 17. Jahrhundert. Im Zusammenhang mit der zunehmenden Prunkfreude wurde auch die Truhe immer reicher gebildet, ja zuweilen schon zur eigentlichen, ihrem ursprünglichen Zweck entfremdeten Dekoration. Besonders die Stirnseite wurde zum schöngeschmückten Schaustück. Die in der deutschen Schweiz hauptsächlich zur Verwendung gelangenden weichen Holzarten wiesen die Verzierung auf Flach- und Kerbschnitt, während die in der Westschweiz fast ausschließlich benutzten harten Hölzer eine stärkere plastische Bearbeitung erlaubten.

Bern hatte Anteil an beiden Kulturen, der germanischen und der romanischen. Die Truhen, die das bernische historische Museum in so stattlicher und eindrucksvoller Zahl besitzt, geben Kenntnis von einer hohen Wohnkultur und einer imponierenden Höhe der handwerklichen Leistungen, die eigenartig und reizvoll Nördliches und Westliches, Ländliches und Städtisches, Bäuerliches und Patrizisches verbinden. Während die Truhen auf dieser Seite mit ihrer vergleichsweise einfach gehaltenen, mehr flächigen und ornamentalen Dekoration eher dem deutschen Geschmack folgen, weisen die Mehrzahl der übrigen Stücke einen unverkennbar westlichen Einschlag auf, dem damaligen französischen Zuge des Berner Patriziates folgend, das als ursprünglicher Besitzer nachweisbar ist. Wenn bei den zuerst genannten beiden, im Dekor geschmackvoll zurückhaltenden Exemplaren wohl an örtliche Meister als Verfertiger gedacht werden darf (welch' sichere Kultur des Handwerks drückt sich darin aus!), ist als Herstellungsort der übrigen, meist um das Jahr 1600 entstandenen, in prunkender Spätrenaissance und üppigem Frühbarock gehaltenen Stücken (zwei Stilbegriffe, die bei uns zeitweilig völlig ineinander übergehen scheinen) weniger an Bern selbst als an einige welsche, sichtlich von der damals weitherum maßgebenden sogenannten Lyoner Schule abhängige Zentren zu denken.

Die zwei auf der Seite 623 abgebildeten, trotz charakteristischer Verschiedenheiten doch miteinander verwandten und z. B. mit der schönen Solothurner Truhe im Schweizerischen Landesmuseum in Beziehung stehenden Stücke kommen eventuell als Arbeiten des unweit Delsberg tätigen Hofmöbelschreiners des Bischofs von Basel, Franz Bargott und dessen Werkstatt und Nachfolge in Frage. Doch steht die Geschichte der schweizerischen Möbelkunst noch in ihren Anfängen.

Die Truhe, der von Anfang an gewisse unpraktische Eigenheiten im Haushalt anhafteten (das Versorgen und Suchen in einer Truhe verursacht Mühe und führt leicht zu Unordnung) wurde langsam vom Kasten, der seinerseits selber schon auf eine lange Geschichte zurückblicken konnte, verdrängt — demselben Kasten, der nun seinerseits durch die Entwicklung der Lebenshaltung und die dadurch bedingten grundsätzlichen Aenderungen unserer Wohnkultur und der Innenarchitektur unaufhaltsam überflüssig gemacht wird.

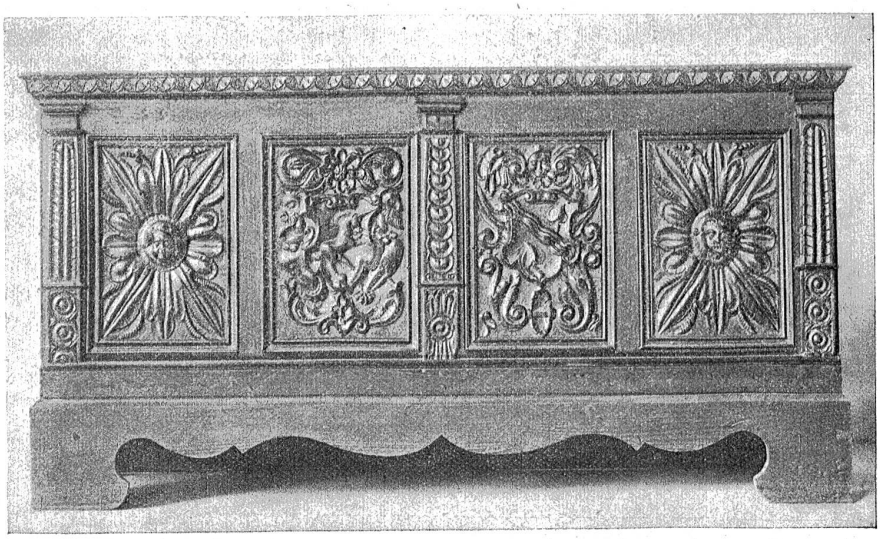
Der entwendete Brief. (Schluß.)

„Aber ist der Minister denn wirklich ein Dichter?" fragte ich. „Es gibt, so viel ich weiß, zwei Brüder D., die beide als Schriftsteller bekannt sind. Der Minister hat, wenn ich mich recht erinnere, eine gelehrte Abhandlung über Differentialrechnungen veröffentlicht. Er ist Mathematiker, aber kein Dichter."

„Sie sind im Irrtum. Ich kenne ihn genau, er ist beides. Und gerade weil er das beides in einer Person ist, hat er so wohlüberlegt gehandelt. Als bloßer Mathematiker wäre er dem Präfekten auf Gnade und Ungnade überliefert gewesen."

„Ihre Ansicht setzt mich in Erstaunen", sagte ich, „weil sie das Gegenteil dessen ist, was man allgemein annimmt. Sie verleugnen die Meinung von Jahrhunderten. Gilt doch gerade die mathematische Denkweise für die in jeder Beziehung korrekteste."

„Il y a à parier que toute idée publique, toute convention reçue, est une sottise, car elle a convenu au plus grand nombre", erwiderte Dupin, Chamfort zitiernd. „Ich



Truhe aus Bern, mit den Wappen Augspurger und Lombach. 17. Jahrhundert.

gebe ohne weiteres zu: die Mathematiker taten ihr Bestes, um die von ihnen erwähnte Meinung zu verbreiten, doch braucht sie deshalb nicht richtig zu sein. Der Hauptirrtum steckt in der Annahme, die Wahrheiten der sogenannten reinen Algebra seien allgemeingültige Wahrheiten, und dieser Irrtum ist so zutage liegend, daß mich seine weite Verbreitung geradezu überrascht. Mir ist noch nie ein Mathematiker begegnet, der nicht als eine Art Glaubenssatz angenommen hätte, daß $x^2 + px$ unter allen Umständen gleich q ist. Versuchen Sie nur einmal einem dieser Herren experimentell zu beweisen, daß Ihres Erachtens Fälle eintreten können, in denen $x^2 + px$ einmal nicht gleich q ist. Sobald er bemerkt, was Sie vorhaben, empfehle ich Ihnen, sich dünne zu machen, sonst schlägt er Sie nieder. Wäre der Minister lediglich Mathematiker gewesen", fuhr Dupin fort, während ich über seine Bemerkungen lachte, „so hätte mir der Präfekt diesen Scheck nicht auszuhändigen brauchen. Weil ich indessen wußte, daß er gleichzeitig Mathematiker und Dichter ist, so konnte ich unter Berücksichtigung aller Nebenumstände meine Maßnahmen demgemäß treffen. Ich wußte ferner, daß er ein Höfling ist und obendrein ein Intrigant, der vor nichts zurückschreckt. Solch ein Mann, sagte ich mir, kennt selbstverständlich alle herkömmlichen Polizeikniffe. Er wußte — was der Verlauf der Ereignisse ja bestätigte — im voraus, daß man ihm auflauern werde. Er sah nach meiner Meinung auch voraus, daß man in aller Heimlichkeit Nachforschungen in seinem Hause anstellen werde. Sein häufiges Ausbleiben während der Nachtzeit, das der Präfekt als seinen Zwecken günstig begrüßte, war meines Erachtens nur eine List; er wollte der Polizei Gelegenheit zu Haussuchungen geben, um ihr so möglichst rasch die Ueberzeugung beizubringen — die G. ja dann schließlich auch hatte —, daß sich der Brief nicht im Hause befinde. Er konnte unmöglich so töricht sein nicht zu wissen, daß der entlegenste, heimlichste Winkel in seinem Hause den Augen, Sonden, Bohrern und Vergrößerungsgläsern des Präfekten ebenso wenig entgehen würde wie der offene Raum seines Arbeitszimmers. Erinnern Sie sich noch des Lachens des Präfekten gelegentlich unserer ersten Aussprache, als ich ihm die Ansicht entgegen hielt, es sei vielleicht gerade die Einfachheit der Sachlage, was ihm zu schaffen mache?"

„Gewiß erinnere ich mich dessen", antwortete ich, „er lachte, als ob er in Krämpfe fiele."

„Nun gut. Lassen Sie mich Ihnen eine Frage vorlegen. Haben Sie jemals Ihr Augenmerk darauf gerichtet, welche Straßen- und Firmenschilder am meisten die Aufmerksamkeit auf sich lenken?"

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht", sagte ich.

„Es gibt ein Spiel", fuhr er fort, „das an Hand einer Landkarte gespielt wird. Die eine Partei verlangt von der andern, sie solle irgendein bestimmtes Wort finden, den Namen einer Stadt, eines Flusses, Staates oder Königreiches, kurz irgendein Wort auf der bunten, verwirrenden Karte. Ein Neuling im Spiel sucht seinem Gegner gewöhnlich dadurch Schwierigkeiten zu bereiten, daß er ganz klein gedruckte Namen heraussucht; wer besser Bescheid weiß, wählt solche Worte, die sich in großen Buchstaben vom einen Ende der Karte zum andern hinziehen, denn diese werden gerade wegen ihrer großen Aufdringlichkeit am ersten übersehen, ebenso wie die in übertrieben großen Buchstaben gemalten Plakate und Firmenschilder. Dieses physische Uebersehen entspricht nun durchaus jener geistigen Kurzsichtigkeit, die allzu Aufdringliches und Handgreifliches außer acht läßt. Und das ist, wie mir scheint, eine Tatsache, die entweder zu hoch über oder zu tief unter dem Horizont des Präfekten liegt. Es kam ihm keinen Augenblick in den Sinn, daß der Minister den Brief vor jedermanns Nase gelegt haben könnte, um so zu verhindern, daß jedermann ihn zu finden vermöge.

Je mehr ich aber über das wagemutige, überraschende und wohlüberlegte Vorgehen D.'s nachdachte, je mehr ich mir die Notwendigkeit vor Augen hielt, daß er den Brief stets zur Hand haben mußte, um ihn im gegebenen Augenblick seinen Zwecken entsprechend verwenden zu können, und je mehr mich die Mitteilungen des Präfekten darin bestärkten, daß sich das Dokument auf dem Wege der üblichen polizeilichen Haussuchung nicht auffinden ließ, desto sicherer schien mir, daß der Minister den verständigen, sinnreichen Einfall gehabt habe, den Brief überhaupt nicht erst zu verbergen.

Von diesem Gedanken erfüllt, versah ich mich mit einer grünen Brille und stattete eines schönen Morgens wie zufällig dem Minister einen Besuch ab. Ich fand ihn auch zu Hause. Er arbeitete nicht, sondern gähnte und reckte sich wie gewöhnlich, indem er vorgab, er langweile sich tödlich.

Um ihm nicht nachzustehen, klagte ich über meine schwachen Augen und bedauerte lebhaft, die Brille tragen zu müssen, durch die ich eifrig im ganzen Zimmer umherspähte, während ich scheinbar vollkommen in dem Gespräch mit meinem Gastgeber aufging. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich dem großen Schreibtisch, an dem er saß, dessen Platte in wirrem Durcheinander von allerlei Briefen und anderen Papieren bedeckt war. Trotz langer und peinlichstre Prüfung bemerkte ich aber durchaus nichts Verdächtiges.

Ich ließ den Blick wieder im Zimmer umherwandern, bis er an einem wertlosen Kartenhalter aus gestanzter Pappe hängen blieb, der an einem verstaubten blauen Bande von einem kleinen Messingknopfe über dem Kaminsims herabhing. In diesem Kartenhalter, der drei oder vier Abteilungen hatte, steckten fünf oder sechs Besuchskarten und ein einzelner Brief, der ziemlich schmutzig und zerknüllt war. In der Mitte war er beinahe ganz durchgerissen, als sei ein plötzlich gefaßter Vorsatz, ihn ganz oder als wertlos zu vernichten, ebenso plötzlich verworfen worden. Er trug ein großes schwarzes Siegel, auf dem ich den Buchstaben D. deutlich wahrnehmen konnte. Adressiert war er in zierlicher Damenhandschrift an den Minister selbst. Man merkte, daß er ganz sorglos, ich möchte fast sagen verächtlich ins oberste Fach des Halters geworfen war.

Ein Blick genügte, um mich zu überzeugen, dies sei der Brief, den ich suchte. Aeußerlich stimmte er zwar ganz und gar nicht zu der Beschreibung, die der Präfekt uns gegeben hatte, denn hier war das Siegel groß und schwarz und zeigte den Buchstaben D., dort war es angeblich klein und rot und trug das Wappen der herzoglichen Familie S. Dieser Brief war an den Minister gerichtet und die zierliche Anschrift verriet eine Damenhand; jener war mit energischen, markigen Zügen an eine königliche Persönlichkeit adressiert. Nur das Format der beiden Briefe war etwa das gleiche. Aber gerade das Auffallende, Uebertriebene dieser Unterschiede, der staubige, zerknüllte und zerrissene Zustand des Dokumentes, der mit der sonstigen Ordnungsliebe des Ministers schlecht zu vereinbaren war und den Eindruck hervorrief, als solle dem Beschauer die Wertlosigkeit des Papiers gewissermaßen suggeriert werden — all das war im Zusammenhang mit seiner aufdringlichen, geradezu in die Augen springenden Zurschaustellung wahrlich geeignet, Verdacht zu erregen, zumal bei einem, der mit der Absicht gekommen war, Verdächtiges zu erspürden.

Ich dehnte meinen Besuch so lange als möglich aus, sprach mit dem Minister über ein Thema, das ihn, wie ich wußte, sehr lebhaft beschäftigte, also fesselte, und richtete währenddessen meine ganze Aufmerksamkeit auf den Brief. Ich prägte mir sein Aussehen und die Art, wie er im Halter steckte, genau ins Gedächtnis und machte dabei schließlich eine Entdeckung, die auch den letzten Zweifel in mir beseitigte. Der Briefumschlag zeigte unnatürlich brüchige Ränder; sie glichen den Rändern eines steifen Papiers, das fest mit dem Falzbein zusammengefaltet und danach unter Benutzung derselben Bruchlinie nochmals umgekehrt wieder zusammengelegt worden ist. Diese Entdeckung genügte. Ich wünschte dem Minister einen ‚Guten Morgen' und empfahl mich, ließ aber meine goldene Schnupftabakdose auf dem Tische zurück.

Am nächsten Morgen erschien ich wieder, um meine Dose zu holen, und ganz wie von selbst nahmen wir den Faden unseres angeregten Gesprächs wieder auf. Da krachte plötzlich gerade unter den Fenstern der Ministerwohnung ein lauter Schuß wie aus einer Pistole, dem wildes Schreien und verworrene Ausrufe einer erschrockenen Volksmenge folgten. Sofort stürzte D. an ein Fenster, riß es auf und schaute hinaus. Ich trat in diesem Augenblick an den Kartenhalter, nahm den Brief an mich, steckte ihn in die Tasche und ersetzte ihn durch einen äußerlich täuschend ähnlichen, den ich mir sorgsam hergestellt hatte. Den Buchstaben D. vermochte ich mit Hilfe eines aus Brot geschnittenen Petschafts leicht nachzuahmen.

Den Straßenauflauf hatte das wilde Gebehren eines Mannes veranlaßt, der mitten in einem Haufen von Frauen und Kindern eine Flinte abfeuerte. Die Waffe war aber, wie sich herausstellte, nicht scharf geladen gewesen, weshalb man den anscheinend betrunkenen oder verrückten Schützen einfach laufen ließ. D. trat wieder vom Fenster zurück, wohin ich ihm nach der Wegnahme des Briefes gefolgt war, und gleich darauf verabschiedete ich mich. Der angeblich Verrückte war ein von mir bezahlter Mensch."

„Zu welchem Zwecke ersetzten Sie den Brief durch den nachgeahmten?" fragte ich. „Wäre es nicht einfacher gewesen, ihn gleich bei dem ersten Versuch offen an sich zu nehmen und damit fortzugehen?"

„D.", antwortete Dupin, „ist ein verwegener Mann von sehr raschen Entschlüssen, der obendrein über eine Dienerschaft verfügt, die seinen Befehlen blindlings gehorcht. Hätte ich das, was Sie eben erwähnten, gewagt, so hätte ich die Ministerwohnung vielleicht nicht lebendig verlassen und wäre für die braven Pariser für immer verschollen gewesen. Es kam aber noch etwas anderes hinzu. Sie kennen meine politischen Anschauungen. In dieser Sache handelte ich als Anhänger der beteiligten hohen Dame. Achtzehn Monate war sie in der Hand des Ministers, jetzt hat sie ihn in der ihrigen. Denn da er nicht weiß, daß sich der Brief nicht mehr in seinem Besitze befindet, so wird er auch weiterhin anmaßend auftreten und dadurch seine politische Stellung erschüttern. Sein Sturz wird weniger plötzlich sein, als für ihn beschämend. Was immer man über das facilis descensus averni sagen mag, für Emporkömmlinge gilt dennoch was die Catalani vom Singen sagte: es ist leichter hinauf- als herunterzukommen. In diesem Falle habe ich nicht das geringste Mitleid mit dem Stürzenden. Er ist ein monstrum horrendum, ein genialer Mann ohne Grundsätze. Dennoch gäbe ich etwas darum, wenn ich in jenem Augenblick seine Gedanken kennte, wo die ‚gewisse Person', wie der Präfekt zu sagen pflegte, ihm Trotz bietet und er sich genötigt sieht, den Brief zu öffnen, den ich in seinen Kartenhalter hineinschob."

„Warum? Schrieben Sie etwas Besonderes hinein?"

„Natürlich tat ich es. Es wäre unrecht gewesen, das Innere leer zu lassen; es hätte wie eine Beleidigung ausgesehen. D. spielte mir einst in Wien einen bösen Streich, den ich, wie ich scherzhaft versicherte, ihm nicht vergessen wollte. Nun soll er wenigstens wissen, wem er seine Ueberlistung zu verdanken hat. Da er meine Handschrift ganz genau kennt, so schrieb ich mitten auf das leere Blatt die Worte:

. . . . . Un dessin si funeste
S'il n'est digne d'Atrée, est digne de Phyeste.

Sie stehen in Crébillons Atrée."

Der Friedenstifter.

Humoreske von Alphonse Crozière. Berechtigte Uebertragung von Dr. Levy.

Der Richter ließ die beiden Gatten in sein Amtszimmer treten, bot ihnen einen Stuhl an und wandte sich dann ernst an den Ehemann:

„Reden Sie bitte."

„Herr Richter", begann dieser, „jetzt sind meine Frau und ich schon seit 15 Jahren verheiratet, ohne daß Dorothea, die Sie hier erblicken, mir auch nur ein einziges Mal gehorcht hätte..."

„Das ist einfach unerhört", legte Dorothea los.

„Meine Gnädigste", unterbrach sie der Richter phlegmatisch, „wollen Sie die Freundlichkeit haben und Ihren Gatten ausreden lassen."

„Ja, Herr Richter", fing der Gatte wieder an, „ich sage und wiederhole es: auf meinem langen Leidenswege hat mir meine Frau auch nicht einmal gehorcht."

„Herr Richter", fing Dorothea wieder an. „Ich meinerseits..."

„Gestatten Sie, meine Gnädigste", wandte der Mann des Gerichtes ein, „ich habe Ihnen nicht das Wort erteilt."

„So, Sie verhindern mich also am Reden! Und so was nennt sich Gerechtigkeit! Das ist zu stark!"

„Ruhe, meine Gnädigste, ich bin hier, um Sie wieder zu versöhnen. Lassen Sie Ihren Mann bitte ausreden."

„Ich sagte also", fuhr dieser fort, „daß meine Frau mir nie gehorcht hat. Und was das Schlimmste ist, Herr Richter, sie macht aus jeder Mücke gleich einen Elefanten. Da haben Sie die Probe aufs Exempel. Vor einiger Zeit hatten wir einen Freund zum Essen eingeladen. Ich erlaube mir eine Bemerkung, daß der Salat nicht richtig gewürzt ist. Meine Frau erhitzt sich sofort und wird schließlich so aufgeregt, daß sie die Salatschüssel packt und mich anschreit:

„Noch ein Wort, Hektor, und ich schmeiß' sie dir ins Gesicht."

„Das möchte ich doch mal sehen", antwortete ich, ohne die Ruhe zu verlieren.

Was soll ich Ihnen sagen, Herr Richter. So wahr ich vor Ihnen stehe, ich habe die Salatschüssel ins Gesicht bekommen. Die Schüssel ist in die Brüche gegangen, die Beule auf meinem Kopf sehen Sie noch heute, zwei Gläser sind zersprungen, kurz, es sah aus wie auf einem Schlachtfelde."

Bei diesen Worten fuhr der Richter auf:

„Und da behaupten Sie noch, Ihre Frau gehorche Ihnen nicht? Sie widersprechen sich ja selber. Sie haben zu Ihrer Frau gesagt: Das möchte ich doch mal sehen, und sie, scheint mir, hat es sich nicht zweimal sagen lassen."

Dorothea murmelte, während ihr die Tränen über die Wangen liefen:

„Ach, Herr Richter, Sie sind doch der einzige, der mich versteht!"

Hektor hingegen schien etwas verwirrt.

„Hören Sie zu", fing der Richter wieder an, „Sie haben mehr Glück als ich. Ich will Ihnen eine kurze Geschichte erzählen, die mit der Ihren einige Aehnlichkeit hat. Neulich hatten wir zum Abendessen einen ehemaligen Schulfreund von mir eingeladen, den meine Frau nie ausstehen konnte. Als die Mahlzeit zu Ende war, suchte sie wegen einer Lappalie Streit anzufangen, und als sie nicht mehr wußte, was sie sagen sollte, packte sie eine Schüssel mit Ramkäse:

„Noch ein Wort", drohte sie, „und ich stehe für nichts mehr ein!"

Ich versetzte heftig:

Wirf doch, wirf doch, ich befehle es dir!

Und dachte bei mir:

Wird sie mir endlich einmal gehorchen?

Glauben Sie vielleicht, sie hat meinen Wunsch erfüllt? Nein, den Triumph gönnte sie mir nun doch nicht.

Sie hat mich durchdringend angeblickt und dann höhnisch lachend gerufen:

Seit wann ist es denn Sitte, du Flegel, daß man den Wirt vor den Gästen bedient?

Und... unser Gast hat alles ins Gesicht bekommen!"

„Siehst du, Hektor, siehst du", meinte Dorothea lebhaft. „So etwas hätte ich nie getan..."

„Und aus diesem Grund", fing der Richter wieder an, „kann ich Ihnen nur dringend anraten, sich zu versöhnen. Ihre Frau Gemahlin war so freundlich, Ihnen zu gehorchen und Sie sollten zufrieden sein, daß sie sich überwunden hat. Zu viel auf einmal darf man auch nicht verlangen."